

Der „Cowboy“.

Die Ache der Lagerfeuer des Indianers ist kaum verweht, und schon fällt auf den Ebenen Nordamerikas auch des rothen Mannes Erbe, der Cowboy, zum Ritt in das Es war einmal hier und da nur noch wirft seine Silhouette ihren Schatten an den westlichen Horizont. Sager und sehnig sieht er nicht eigentlich in dem plumpen Sattel, sondern leicht und lose in tiefhängenden Bügeln. Vom Sattelpfopf fällt, gerollt, die Frangula herab. Die Lenden umschließt ein Lederzeug, der wohl ein Messer, aber heute keinen Revolver mehr trägt. Die weite Krawatte des Filzhutes biegt der Wind gegen den Kopf zurück, und ein rothes Seidenband flattert, lässig gefaltet, um den Hals. Die Linde hält hoch und lang die beim Reiten wenig gebrauchten Bügel. Alert und mustersatt wie er ist, das Tier unter ihm, das Kuppon oder Broncho der westlichen Welt.

Von den antarktischen bis zur subtropischen Zone reitet so der Cowboy seit dreivierteljahrhundert Jahren. Sein Tappus, sein Kleid, ja fast sein Gebaren blieb unverändert seit dem Tage, an dem er die Prärie betrat, bis heute nun leiser und leiser das Atmen seiner Sporen und des Anstrenns seines Riemenzugs gegen Westen und das Schattenreich der Bergangehen verflingt. Seine Arbeit ist gerban und begründet eine Industrie, deren Geschichte von der seinen untrennbar ist.

In den Täälern und auf den Bergängen Mexikos graßen seit Cortes Taagen Adel und Schwärme breithirziger aber schmalbürtiger wilder Rinder von einst anabulischer Rucht. Der Haciendado schätzte ihr Fleisch nicht minder als die von ihm gegerbte Haut. Als er später die Wanderung nordwärts zum Rio Grande antrat, nahm er Wesen oder Dinge, die ihm lieb waren, mit. Er freute sich noch nach Jahren, daß er die Prärie nicht verließ, denn sie verstand stets seinen Verkehr mit dem Indianer freundschaftlich zu gestalten. Aber das Mitführen der Rinder bewährte er fast, als vor nun etwa 85 Jahren vom Norden blaueäugige und blondhaarige Barbaren in sein Weideland einbrachen. Ein Kampf um die wilden Herden begann, ein Krieg, ein Rauben, Senzen, Morden, Plündern und Stehlen von vielen Jahren. Der Mexikaner unterlag. Der Angelsache nannte das über den Rio Grande nordwärts getriebene Vieh zu Recht oder Unrecht sein Eigen. Auf des neuen Besitzers Boden wehrten sich die Herden, bis ihnen kaum noch Geldeswert zu gemessen war. Von ihrem Fleisch konnte kein Lausendstel verzehret, von ihrem Leder kein Hundertstel gegerbt werden. Auf Quadratmeilen herrenlos graßen längs der beiden Ströme von Texas und um die Lagunen des Küstenlandes am Golf nachigen Adel von zehn Rindern zu Herden von Tausenden und Hunderttausenden. Ein Markt wurde einstmals weder gesucht noch gefunden. Das Vieh selbst wies den Pfad zu ihm wie zum Schlächter und strafe Lügen das Sprichwort: „Nur die dümmsten Köpfe wählen ihre Messer selber.“ Freinsmeder unter den Pantees entdeckten erst später, daß des Kindes Fleisch fetter und saftiger sei, wenn das Tier statt vom langen, dunkelgrünen Graze des Südens vom kurzen, graubraunen der Prärie des nördlichen Texas und des Mittelwestens fresse, welches auch der Büffel vorzog. Einstweilig schloß sich freiwillig, auf dem Fuß, das Angebot von Fleisch und Leder nordwärts bis an die Grenze von Texas. Der Bürgerkrieg machte der beschiedenen Nachfrage ein Ende und bevölkerte den Staat mit Millionen von Rindern.

Dann rollte von Osten her die Woge der Zivilisation über des rothen Mannes Jagdgründe gegen die Rocky und den Pacific. Eine Armee von Kolonisten, die Verpflegung heischte, folgte der Vorhut von Soldaten, Grenzern und Trappern. Eisenbahnen schoben ihre Schienenstränge weiter und tiefer ins Pienoble und Unbekannte. Ihre Lokomotiven zogen nach sich den schlendenden Markt. Auf Geheiß des Menschen nunmehr ward wiederum nordwärts, aber kräftiger auch nach Ost und West sich verzweigend, von Millionen Rinderhufen der Pfad der werdenden Viehindustrie getreten. Die Herden fanden überall freies Gras und Märkte, bis sie in Canada das nördlichste der fünf transkontinentalen Schienenländer überschritten. Der Cowboy, der dort Herden hütet, die mit nur wenigen Köpfen den langen und schmerzlichen Existenzkampf überdauern, ist noch heut nicht anders geartet, als jener, der am Ufer des Rio Grande blieb. Permanent ist sogar sein Kleid, weil des Trägers Beruf und Umgebung angepaßt. Er trägt keineswegs das Lederharnisch, das Buffalo Bill als angebliche Prärie- tracht zur Schau stellte, sondern taugt im Kleiderladen Rod, Weste und Hose. Sie sind zusammen kein anderer Anzug, als ihn in der Stadt der Mann hinter dem Ladentisch trägt. Nur hütet sich der Cowboy, solange er im Sattel, Rod oder Weste über dem Wohlbehnd zuzuknöpfen. Erst wenn er, abgehängten, sich zum Wahl auf dem Erdboden niederläßt, schlief er die Kleider und bleibt darum noch warm, wenn wir zum Lieberzieher greifen müßten.

Verwundert schüttelt gewöhnlich den Kopf, wer des Cowboy Stiefel betrachtet. Die Sohlen dünn und schmal, das Oberleder fein und eng den Spann wie die Fehen umspannend, scheinen sie auf dem hohen spitzen Abiag ein Schwereit, wie es sinnvoller kein Meister erdenken könnte. Doch der Cowboy, der gleichgültig den erstbesten ihm vom Händler gereichten billigen Anzug anstreift, mag Stunden und die Grippe von Waden beim Schuster vergeuden, um sich jene Stiefel anfertigen zu lassen. Sie gelten ihm als Reichen eines Handwerks, auf das er stolz ist. Gleich anderem Reitersmann bleibt auch er vom Kuppon geringschätzig auf das Gebudel unter ihm. Er verachtet den zu Fuß Gehenden und weigert sich nicht nur die eigenen Beine zur Vorwärtsbewegung zu gebrauchen, sondern will es auch wohlverstand haben, daß solches ihm unmöglich sei. Ein Scherzwort behauptet, daß er lieber zwei Meilen über Land gehe und zunächst ein Pferd hole, als zu Fuß eine Vorjagung zu machen, die ihn nur über die Straße führt, Krumm, lahm und kinkend schleicht er auf den engen Stiefelsohlen über Stadtplaner. Erst wer ihn zur Seite im Sattel sieht, gewahrt, daß die hohen, nie durch die Bügel gleitenden Absätze bei losen Ritten einen Hock erfüllen. Mit Sorgfalt wählt der Cowboy auch die Stiefelhandschuhe vom besten weichen Hirschleder, und gar für den breittreppigen Hock der Sommer- reiters ist ihm kein Preis zu hoch, denn die Kopfbedeckung ist Regen- wie Sonnenschirm, nicht minder als Rissen für die Nachtruhe. Natürlich ward nie ein heißer Kraoan am Hals eines Cowboy gelesen. Das rote Seidenband ist lose um den Nacken geworfen. Horn hält ein harter Knoten zwei Zipfel zusammen, während dreieckig und beim Reiten kühluna fädelnd die beiden anderen auf dem Rücken im Winde flattern. Sonst ist von bürgertlicher Tracht des Cowboy Gewand noch durch die „Chaps oder „Chaparejos“ verchieden. Es sind zwei weite hohe Stiefelschäfte oder Weinkleider aus ungarischem zottigen Rindfell, die seine Hosen vom Fuß bis zum Kniegelenk umschließen und zwischen den Oberchenkeln einen primitiven Reitbesag liefern. Sie schügen Wade und Kleidung beim Ritt durch Katus und Dornbüsch. Als der Cowboy noch „die Ratione einpactet“, nämlich einen Revolver trug, schaukelte die plumpe Waffe unter der rechten Hüfte am Leder- gurt der heute nur noch die Hufe am Leibe hält. Zur Linken hängt am Sattelpfopf noch immer die gerollte Frangula, das Lariat (von la reata), ein etwa fünfundsundzwanzig Fuß langes Hanffeil mit Lederhülle. In den Nordstaaten heißt es gut amerikanisch roge nämlich Strid.

Der Cowboy ist ein guter, aber gemeinhin verabscheuungswürdig grau- samer Reiter. Diener eines erbarmungslos mordenden Industrie, liegt er ohne Gefühl für sein Tier im Sattel. In das Maul legt er ihm nur eine Kandare, deren U-förmiges Mittelstück die Zunge zerquetscht, wenn der Reiter es aus dem Galopp zum Halten zwingt. Sonst freilich gebraucht der Cowboy die Bügel kaum. Er legt sie lose auf den Pferde- dehsal und zwar zur Linken, wenn er nach rechts sich wenden will. Ein Anziehen der Bügel auf einer Seite, wie es uniere Pferde gewohnt sind, würde das Kuppon als unziemliche Behandlung mit Boden beantwortet. Ubrigens braucht das Pferd auf des Cowboy Arbeitsfeld, der Ebene, nie einen Sprung zu thun. Vorn und hinten hält ein Horn den Reiter im Sattel, aus dem Herausfallen nahezu unmöglich ist. Ein Holzschuh am Bügel schützt den Fuß vor Quetschungen beim Ritt durch die Herde.

So ausgerüstet reiten Cowboys zwischen Canada und Mexiko. So sehen wir vom Fenster des Pullman- wagens vielleicht eine Schaar dem einsamen Bahnhof in der Prärie nahen.

Grausamer Streich.

Eine nette Theateranekdote wird von einem Pariser Schauspieler erzählt. Einer seiner Kollegen hatte in einem Schauerdrama eine Rolle zu spielen, bei der er gleich zu Anfang des zweiten Aktes getödtet wird. Er hatte nun am Tage der Generalprobe auf Grund dieses schellen Verschwindens von der Bühne einer guten Freundin zu einer für Theaterleute frühen Stunde ein Stelldichein gegeben. Dazum hatte der College, der den Rörder darstellte, Kennntnis erhalten, und so seinem unglücklichen Opfer einen gana besonders schlechten Streich zu spielen, rief er, als man den Todten wegschleppen wollte, mit gebieterischer Stimme: „Lach die Leiche hier, sie soll als Beispiel dienen!“ — So mußte der Schauspieler den ganzen zweiten Akt, der geschlagen fünfzig Minuten dauerte, in Unbeweglichkeit und größter Unbequemlichkeit auf der Bühne bleiben und das Stelldichein versäumen.

Freiligraths Verlobungsakte.

Als Freiligrath sich Ende 1840 mit Frä. Ida Melos verlobt hatte, schrieb er von Untel aus an Wolfgang Müller von Königswinter, indem er ihm seine Verlobungsakte übersandte: „Die inliegende Karte ist des Reueste, was ich habe druden lassen und ich meine das Beste!“ — Ich bin unendlich glücklich!

Die Gespensterfurcht in Japan.

Als Jpanami, die Mutter der Sonnengöttin Amaterasu, den Feuergott geboren hatte, stob sie in die Unterwelt. Ihr Gatte Jpanagi wollte sie zurückholen, wie die griechische Demeter ihre Tochter Persephone aus dem Hades holte, erschrak aber derart vor der Fäßlichkeit der Gestalten, daß er sofort umkehrte. Wie hier die uralte japanische Mythologie eine Unterwelt erwähnt, so glaubt das Volk von heute an eine sichtbar entweichende Seele und an Geistererscheinungen. Steigt irgendwo ein mit einem Schwanz versehener glühender Ball in der Größe eines menschlichen Kopfes auf, so stürzt dort ein Mensch. Der Ball erhebt sich langsam und verschwindet nach dem Zeugniß der einen in einer Höhe von sieben Fuß über der Erde, während andere ihn über Hausdächer holen entweichen sehen. Eine Frau erzählte mir, sie habe an einem Abend im September 1907 in Kiobaschiku (Sainafactcho) einen solchen Feuerball aufsteigen sehen, dabei ein summen- und brodelndes Geräusch gehört und am anderen Morgen erfahren, daß in der Straße Rechts der Sohn eines Theaterdieners gestorben sei, den sie so wenig wie seine Familie gekannt habe. Man glaubt ferner, daß die Seele oder der Geist des Toten sich zunächst in den Tempel begibt, dort die Glode, kame, schlägt und bittet, in die Gemeinde der Geister aufgenommen zu werden. Andere meinen, daß, wenn Jemand sterbe, ein anderer abgeschiedener Geist die Glode schlage.

Wie es in Europa an vielen Orten in der freien Natur und in vielen Burgen, Schlössern und andern Gebäuden spukt — man denke nur an die weiße Frau im Schloße zu Berlin und an Grillparzers Ahnfrau —, so gibt es auch in jeder japanischen Stadt einige Häuser, die nicht zu vermieten sind, weil es in ihnen spukt. Wollte eine Familie einziehen, weil sie nicht an Gespenster glaubt, so würde sie keine Diensthoten behalten oder erhalten. Rahe bei der Fremdenniederlassung Iufubisi in Tokio befindet sich in Kiobaschiku Schinsafactcho das große, schöne japanische Haus No. 17, das seit langem für den außerordentlich niedrigen Mietpreis von monatlich 15 Yen angeboten wird; vergeblich! Dort soll eine eiferfüchtige Frau eine Nebenfrau ihres Mannes haben verhungern lassen. Seitdem ist das Zimmer, in dem die Nebenfrau ihr Leben geführt und beschlossen hat, nicht geheuer. Es ist denn auch in Japan üblich, daß ein Weib dem ungetreuen Liebhaber droht, daß es ihm als Gespenst erscheinen und ihn peinigen werde, wenn er es durch seine Untreue in den Tod treibe. Es warnen ihn vor dem Totstufu, dem Erscheinen als Gespenst, und zweifeln nicht an der Verwirklichung seiner Drohung.

Die japanischen Gespenster wandern.

Nachts zwischen 12 und 2 Uhr auf der Erde umher, wenn es regnet. Bei Regenwetter hütet sich daher jeder, um diese Zeit die Straße zu betreten. Ubrigens sind sie beschwerlicher als die europäischen. Sie erscheinen nur hinter dem dünnen, durchsichtigen Papier der Schobis, Schiebewände oder Kullisfenwände. Die weiblichen Gespenster haben unordentliches, über das Gesicht hängendes Haar und sehen tummelvoll aus, da ihnen schlechte Behandlung das Herz gebrochen hat, den männlichen läuft Blut aus dem Munde. Am 28. Mai 1908 berichtete eine Tokioer Zeitung einen Fall von Gespensterfurcht aus Kioto, der ehemaligen Reichshauptstadt, dem Eich der Seidenindustrie und der Hochburg des Geisshawesens. „Gegenüber dem Daibutsu, dem Großen Buddha, in Kioto steht ein verlassenes Haus, das seit über drei Jahren keinen Mieter gefunden hat, weil es in dem Ruhe sitze, Geister aus der Unterwelt zu herbeizogen. Mancher, der in einer stillen Nacht vorübergegangen ist, behauptet, klagende Töne gehört zu haben wie von einem wimmernden Kinde, das gewaltfam erstickt wird. Andere haben den Lärm und die Ausgelassenheit von tausend springenden Kobolben gehört. Seltenerweise sind auch Goldfische und Lampen, die man in den Teich des Hausgartens gesetzt hatte, stets sofort verschwunden. Angesichts dieser schrecklichen Erscheinungen hielt Niemand länger als einen Monat in dem Hause aus. Und so blieb das Haus lange ungetreut, ging dem Verfall entgegen und erhielt den Namen „Gespensterhaus“. Da entschloß sich kürzlich der Eigentümer, Herr Jochimo, das Haus zu unterfuchen und das Gespensterwesen aufzuklären. In Begleitung seines Sohnes betrat er den geheimnisvollen Ort. Der Garten war mit üppigem Graswuchs bedekt. Sie reinigten den Garten, bis sie sich Mittags ermüdet auf der Veranda niederließen. Sie überblickten den Teich und den Garten und wunderten sich, daß kein Geist erschien. Da kam ein unbeschreibliches Tier von dunkler Farbe hinter einem Stein nahe am Teich hervorgetreten. Das Ungeheuer verschwand im Teich, und die beiden erschauerten Zuschauer liefen davon und

riefen die Nachbarn zum Fang der schreckhaften Kreatur auf. Als Du- hende von mittelbewaffneten Leuten am Ufer des Teiches standen, kam das Unthier gemächlich an die Oberfläche und ließ sich leicht fangen. Es ergab sich, daß es nichts anderes als ein vier Fuß langer Salamander war. Das vermeintliche Weinen eines Kindes war die Stimme des Salamanders gewesen. Und was die Nachbarn für den Lärm von Gespenstern gehalten hatten, erwies sich als Geräusch von Fischen und Wiefeln, die sich von den nahen Hügel in den Garten begeben hatten, um eine Luftveränderung zu haben.“

Eine andere Gespenstergeschichte berichtete dieselbe Zeitung am 15. Dezember 1908 aus Aikita im Norden der Hauptinsel: „Etwa 2 1/2 Mi (fast 10 Kilometer) von Aikita liegt der Teich Karafunuma, der von dichtem Gebüsch umgeben ist. Nach alter Ueberlieferung wohnt darin ein riesiger Karpen, der Schugaeisi (Ruchsi) des Reiches, der über 12 Fuß lang ist. Mander behauptet, das Fischungeheuer gesehen zu haben, doch Niemand kann es beschreiben. Ein junger Burche begab sich auf Wunsch seiner kranken Mutter an einem frühen Herbstabend dorthin, um Karpen zu fischen. Da er arm war und keinen Mantel hatte, so er, um sich gegen die Kälte zu schützen, einen leeren Reisack über Kopf und Schultern. (Der Reisack ist von Reistrod geflochten, das bleich aussieht.) So lag er im Mondschein still da, auf die Angel achtend, bis er nach etwa einer halben Stunde einen Biß fühlte. In demselben Augenblick hörte er von dem andern Ufer her einen Schrei, ohne dort ein Lebewesen zu entdecken, von dem er ausgegangen wäre. Der Angler wurde bleich vor Schreck und flüchtete hinter eine Decke. Da sich aber der verdächtige Laut nicht wieder hören ließ, kehrte er vorsichtig zurück, um die Angelruthe aufzuheben. Aber o Graue! Ein zweiter, noch schrecklicherer Schrei durchbrach die frostige Stille des Raumes. Der Burche verlor den Mut, ließ sein Fischzeug im Stich und rannte nachhause, so rasch ihm seine Füße tragen wollten. Am andern Morgen erzählte er den Dorfleuten all die Geisterlebnisse der Nacht, ging mit ihnen zum Teich und untersuchte die Gegend, aus der der schreckliche Laut gekommen war. O weh! Da lag bleich und brennungslos ein Mann am Boden. Man brachte ihn mit Mühe zum Bewußtsein. Es war ein Bewohner desselben Dorfes, ein leidenschaftlicher Angler, der oft den Teich besuchte, und den gleichfalls der helle Mondschein am Abend vorher veranlaßt hatte, hinauszu- gehen. Da sah er nun am andern Ufer des Teiches etwas Außerordentliches, einen Leichtenstein, den er vorher nie bemerkt hatte. Der überraschende Anblick erfüllte ihn mit großer Furcht. Als der verdächtige Stein sich gar plötzlich aufwärts und rückwärts bewegte, fand ihm der Atem still. Bei der zweiten Bewegung des Leichtensteines wurde er ohnmächtig und blieb bewußtlos liegen, bis die Leute unter ihnen auch der gefürchtete Leichtenstein ihn fanden.“

Schüler-Gebanten.

Aus Schüler - Auffügen theilt ein deutschländisches Blatt einige niedliche Stellen mit. Ein Bäuerchenschüler hatte die Confirmanden seiner Klasse aufzufordern, in Form eines kurzen Auftrages das einmal wiederzugeben, was ihr Herz in diesen ersten Tagen bewegt. Großmächtig schrieb der eine: „Wenn man sich so recht die Umstände betrachtet, unter denen wir uns jetzt in dieser Zeit befinden, versteht man wohl, wie der große Dichter Friedrich v. Schiller schreiben konnte: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leten.“ Ein zweiter meinte prophetisch- liches: „Und wo wir nun so viel gelernt haben, da werden wir es auch mal zu etwas bringen, und dann, wenn wir mal recht viel Geld haben, werden wir auch an unsere Lehrerschaft denken.“ Mehr philosophisch brückt sich ein dritter aus, indem er meint: „So ziehen wir denn hinaus aus der Stätte, wo der Grund zu unserem Leben gelegt worden ist.“

Ein chinesisches Vistenfärchen.

Der europäische Gesellschaftsmensch, der fern im Osten mit den Chinesen persönlich in Berührung tritt, erlebt manche wunderliche Uebererraschung: das zeigte auch die Erfahrung des französischen Diplomaten M. de La- zare, der seinerzeit von König Louis- Philippe in besonderer Mission nach China entsandt wurde, um mit der Regierung u. a. auch über die Abtretung einer Insel zu verhandeln. Die Konferenz fand in Macao statt und der französische Diplomat wurde mit der größten Höflichkeit von den Chinesen aufgenommen. Eines Morgens bringt man ihm eine große Pa- vierrolle in's Hotel. Sie ist dreißig Centimeter lang und fünfzehn Centimeter dick. M. de Lazare beginnt sie aufzurollen, zehn Meter, zwanzig Meter, bis zu fünfzig Meter, wo er endlich erschöpft innehält. Was be- deutet diese merkwürdige Sendung, fragte er sich. Waren es diplomatische Vorläufer, eine chinesische Denkschrift? Bis der Dolmetscher dem erlauchten Diplomaten schließlich er- klärte, dies sei ja nur — die Visten- färlte des Gouverneurs von Macao.

Reklame.

Schuhwaarenfabrikant (einen Dieb verfolgend): „Schreien Sie laut: „Antieriens Schuhwaaren sind die besten“... nacho laß ich Sie laufen!“

Das Ende eines berühmten Hotels.

Dieser Tage ist das berühmte „Star and Garter Hotel“ in Rich- mond, von dessen Terrasse man eine der schönsten Ausichten über die parkähnliche Themsehal hat, zum zweiten Male innerhalb zweier Jahre unter den Hammer gekommen, nachdem schon drei Monate vorher seine Möbel versteigert worden sind. Das hoch über dem Fluß gelegene Ge- bäude mit seinen 120 Schlafzim- mern, seinen großen Sälen und aus- gedehnten Stallungen hat seiner Zeit 140,000 Pfund Sterling gekostet, und jetzt wollte Niemand auch nur 25,000 Pfd. St. dafür geben! Seit 1738 hat es an der Stelle, wo das heutige Hotel steht, ein „Star and Garter“ gegeben. Könige, Staats- männer und Englands schönste Frauen haben in ihm gewohnt und verkehrt, und in den 60er und 70er Jahren aab es in und um London herum kein annähernd so bekanntes Hotel. Tactran, Meredith und Duida haben einige der bekanntesten Szenen ihrer Romane in dieses Ho- tel verlegt, von dem man auf eine der lieblichsten Szenarien des schönen Englands blickt. Das „Star and Garter“ ist wohl, wie das alte „Ship“ in Greenwich, ein Opfer des Automobils geworden. Richmond ist nur 12 Kilometer von London ent- fern, und so lanag man mit Pferden fuhr, war das ein netter Ausflug. Was sind aber heute 12 Kilometer?

Augen, die Verbrechen verrathen.

Ein merkwürdiger Kriminalfall kam jüngst in Paris zur Unterfuchung. Dr. Belthazard sollte ein Gutachten darüber abgeben, ob Revolverkugeln, die man ein paar Tage, nachdem ein Verbrechen begangen war, an dessen Schauplatz gefunden hatte, einen Men- schen getroffen hätten oder nicht. Es waren Revolverkugeln von geringer Durchschlagskraft: sie konnten, so schreibt „Knowledge“, wohl von einem Menschen abgeprallt sein. Versuche zeigten die Richtigkeit dieser Vermuthung. Beipannte man ein Holz Brett mit Tuch, so prallten die Geschosse davon ab. Hierbei zeigte sich nun, daß die Spuren des Gewebes deutlich auf den Augen in Form eines Abdrucks zu sehen waren; ja selbst wenn sie danach ein Hinderniß durchschlagen hat- ten, war der Abdruck des Gewebes er- halten geblieben, außer natürlich, wenn sie durch Aufprallen auf ein sehr festes Hinderniß — wie z. B. ein Kno- chen innerhalb der Muskulatur bielel — deformirt waren. Für die Krimi- nalistik sind diese Ergebnisse von großer Bedeutung; denn es läßt sich bei weichen Augen mit Sicherheit ange- ben, was für Stoffe sie durchdrungen haben. Ja, wenn sie auf eine Lage übereinanderliegender Stoffe gepreßt sind, finden sich die Abdrücke aller Stoffe auf ihnen, so daß man, wenn man eine von einem betleideten Men- schen abgeprallte Kugel findet, bei sorgfältiger Unterfuchung angeben kann, was für Kleidung der Betref- fende getragen hat.

Der sprechende Vogel.

Wir lesen in der Deutschen Wochen- zeitung für die Niederlande: Amster- dam hat von seiner früher großen Kir- men noch einen herzlich unbedeutenden Jahrmarkt übrig behalten. Auf ver- schiedenen Plätzen werden Buden er- richtet, in denen man die unentbehrlichen „pofferijes“ genießt, ein Holzpferd bestiegt um. Ueber einer winzigen Bude prangt die Aufschrift: „Der spre- chende Vogel, ein Unikum!“ Der Be- sizer, ein Rheinländer, lödt mit un- glaublichem Stimmaufwand zahlreihe Besucher an, die ihre 5 Cents gerne opfern, in der Meinung, einen außer- gewöhnlichen Papagei, eine Elster oder einen Raben vorzufinden. Sehr er- staunt sind sie beim Anblick eines klei- nen Vogelbüblers, der einen Konarien- vogel herbeibringt. Der Rheinländer, ein ungemein pufferiger Junge, weiß die enttäuschten Gesichter durch einen riesigen Wortschwall, halb rheinisch- plat, halb holländisch, bald aufzu- heitern und schließlich fragt er den still dastehenden Vogel: „Na, seg mol, wat wilst de lieber han, 'ne Zigaar of 'ne Piep? — Pieh!“ sagt der Piepmak, unter homerischem Geläch- ter des Publikums, und triumphierend blickt der rheinische Vogel-Sprachle- rer umher. Er hat die Bude immer voll, denn die Hereingefallenen sorgen stets für neue Opfer.

Bekehrungswort.

Herr (zum Besuch): „Trinken Sie nur die Flasche Wein ganz aus, sonst wird der Rest doch bloß schlecht.“ Besuch: „Schadet nichts. Ach muß danken! Sonst wird mir's schlecht!“

Ein Unversorener.

Freier: „Was meinen Beruf be- trifft, werde ich denselben erst nach meiner Verheiratung mit Ihrer Toch- ter ausüben können!“ Bantier: „Wirklich! Und welches ist dieser Beruf, Herr Baron?“ Freier: „Rentier...!“

Beweiismittel.

„Was, Sie wollen sich mit dem Hauschlüssel in der Hand photogra- phiren lassen?“ „Ja, damit die Leute sehen, daß ich doch der Herr im Hause bin.“

Kindermüde.

Frühchen hat sich mit Müß und Roth das Gesicht walchen lassen. „Run die Hände!“ sagt die Mutter. „Ach, Nutti, die Red ich in die Tische!“

Am Zeitalter der Flugmaschine.



„Erinnerst du dich noch, Friederike? Genau hinter einer solchen Wolke haben wir damals die ersten Küsse getauscht!“

Kobel.

Lehrer: „Willi, Du hast soeben ge- sirt, daß man seinen Feinden verge- ben soll. Hast Du schon einmal einem Feinde vergeben?“ Willi: „Ja, einmal, Herr Lehrer!“

Lehrer: „Und was hat Dich zu die- ser ehlen That veranlaßt?“ Willi: „Er war viel größer und härter als ich, Herr Lehrer!“

Auch ein Vorklag.

Arzt: „Da heße ich aber vor einem Rätthel; jetzt habe ich schon alle mög- lichen Mittel bei Ihrer Krankheit an- gewendet, aber feins will so recht anschlagen; wir stehen immer noch auf demselben Standpunkt!“ Kranter: „Wie war's denn, Herr Doktor, wenn Sie einmal mit der Be- handlung aussetzen würden?“

Sie verlegen.

„Da hört sich doch alles auf, Herr Wirth; in der Wirth ist ein Glas- schlitter!“ „Da wird halt die Sau'n Glas- aug' a'haben.“

Der besigte Oriesgram.

„Ist der alte Herr wirklich so alt?“ verbißener Oriesgram? „Und ob! Der lödt jährlich im- mer nur zweimal; wenn die neuen Damenhüte kommen.“

Bekannt.

Wast über eine sehr rothe Nase hat, zum Wirth: „Ach komme nun schon seit einiger Zeit zu Ihnen, warum sind Sie mir denn die ersten Tage förmlich ausgewichen?“ Wirth: „Entschuldigen Sie nur, ich hab Sie nämlich für einen Weinrei- senden gehalten.“

Totale Situation.



„Salto, hab' ich an' Katarach!... Wie lödt ich mir nur jetzt die Nas'n pugen?“

Unterried.

Kellner: „Hier ist die Speisekarte, mein Herr!“ Fremder: „Ich habe mit schon eine drüben am Stammtisch weggeholt!“ Kellner (verlegen): „Ne, die gilt nicht; das ist die Speisekarte für die Geheimnisse!“

Eine Iparfame Tochter.

Lieschen: „Mein guter Papa, dir drohte heute 'mal wieder eine un- nöthige Aussage von zwei Markt, ich habe sie dir aber abgemeldet.“ Vater: „Das war brav, Lieschen, wie hast du denn das gemacht?“ Lieschen: „Ich habe meine Klavier- stunde abgefaßt!“

Method.

Jones: „Na, wir können froh sein, daß wir keine Robienrechnungen mehr zu zahlen haben.“ Smith: „Ich habe keine Robien ge- braucht, ich habe mir Bewegung ge- macht.“ Jones: „Ja, wie so denn?“ Smith: „Um mir den Mann vom Leibe zu halten, der die Güterrechnung vom letzten Sommer kollektirer wollte.“

Dilemma.

Diener: „Mit meinem Alten wird es immer kritischer — ich möcht' ihn heute wieder 'mal wegen des aus- ständigen Lohnes mahnen — ach ich jetzt hinein, sagt er: „Natürlich, Du mußt der Erste sein“; ach! später, sagt er: „Natürlich, jetzt wo so schon eine Menge da waren, mußt Du auch nach kommen!“

Einer, der Wort hält.

Student: „Ja, mein lieber Meister, diesen Monat kann ich Ihnen aber nichts zahlen.“ Meister: „Ja, das haben Sie im vorigen Monat auch schon gesagt.“ Student: „Run, habe ich nicht Wort gehalten?“